Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

37 (14.9.1855) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 37. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 14. September 1855.

Der verhängnißvolle Appetit.

(Nach dem Französischen des Victor Hugo.)

1.

Ungefähr um das Jahr 1828 befand sich zu Paris ein armer Arbeiter, Namens Claude Gueux. Er hatte eine Frau, mit der er lebte, und mit dieser eine Tochter, die er liebte.

Wir erzählen die Sachen, wie sie sind, und überlassen es dem Leser, sich die Moral aus den einzelnen Thatsachen heraussuchen zu wollen.

Der Arbeiter war tüchtig, geschickt, verständig; sehr vernachlässigt von der Erziehung, sehr bevorzugt von der Natur; nicht fähig zu lesen, aber fähig zu denken.

Eines schönen Wintermorgens fehlte es ihm an Arbeit. Kein Brod im Hause, kein Geld im Beutel, kein Feuer im Ofen! Hunger im Magen, Durst in der Kehle, Frost in den Gliedern! Das Kind schrie, die Mutter weinte, der Vater — stahl.

Was er gestohlen? wo er gestohlen? wie viel er gestohlen? wissen wir nicht. Alles, was wir wissen, ist, daß der Diebstahl den Seinen drei Tage Brod und Holz, und ihm fünf Jahre Arbeitshaus einbrachte.

Zur Verbüßung seiner Strafe schickte man ihn in das Centralgefängniß zu Clairvaux. — Clairvaux ist eine alte Abtei, aus deren Mauern man einen Zwinger, aus deren Zellen man ein Gefängniß gemacht hat. Angelangt daselbst, sezte man ihn die Nacht hindurch in ein Loch, und den Tag über in eine Werkstatt.

Claude Gueux, vor Kurzem noch ein ehrlicher Arbeiter, jezt ein gemeiner Spizbube, war eine Figur, ernst und imposant. Er hatte eine hohe, wenn gleich etwas gefurchte Stirn, schwarze, schon mit etwas Grau melirte Haare, sanfte, etwas tiefliegende, dunkle Augen, eine gebogene, nicht zu große Nase, ein etwas hervorstehendes Kinn, frische, rothe Lippen, und ein Gebiß glänzend weißer Zähne. Mit einem Wort: es war ein schöner Kopf. Dabei lag in seinem ganzen Wesen etwas Ehrfurchtgebietendes, etwas Gehorsamerzwingendes. Seine Stimme war stark und wohltönend, seine Rede karg und gemessen, seine Miene nachdenkend und ernst, ohne jedoch leidend zu seyn. Dennoch hat er viel gelitten.

In dem Depot, in welchem man Claude Gueux eingeschlossen, gab es einen Director des Ateliers. Es ist dieß eine Klasse von Beamten, die eigens von der Natur für die Gefängnisse gemacht zu seyn scheinen. Dieser Director nun war so zu sagen noch ein besonderes Genre in dieser Klasse. Es war ein Mann, tyrannisch, eigensinnig, kurz angebunden und streng seinen Ideen ergeben. Er nannte dieß seinen Willen und war so schwach, stolz darauf zu seyn und sich häufig mit Napoleon zu vergleichen.

Wir haben gesagt, daß Claude Gueux, nachdem er zu Clairvaux angekommen und einregistrirt und einnumerirt worden war, in eine Werkstatt gesteckt und zu einer bestimmten Arbeit verwendet wurde.

Der Director beobachtete ihn, fand, daß er ein tüchtiger Arbeiter sei, und behandelte ihn erträglich.

Nach Verlauf einiger Monate schien sich Claude Gueux an die Gefängnißluft zu gewöhnen, und an nichts Anderes mehr zu denken. Ja, es hatte sogar den Anschein, als habe sich eine gewisse ruhige und seinem Charakter eigne Heiterkeit über sein ganzes Leben verbreitet. Auch schien Claude Gueux im Laufe dieser Zeit einen eigenthümlichen Einfluß über alle seine Mitgefangenen erlangt zu haben.

Sezt einen befähigten Kopf unter einen Haufen unbefähigter Köpfe, so werden in kurzer Zeit, durch das Gesez der Attraction, alle diese hohlen Schädel sich um das erleuchtete Haupt wie Trabanten um die Sonne reihen. So war es auch hier. Wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommen und ohne eigentlich noch selbst recht zu wissen, warum? reihten sich diese Menschen um ihn, hörten ihm zu, befragten ihn, bewunderten ihn, und — ahmten ihm nach.

Nachahmung aber ist der höchste Grad der Bewunderung.

In weniger als drei Monaten war Claude die Seele des ganzen Ateliers geworden.

Von den Gefährten geliebt, war es sehr natürlich, daß er von seinen Vorgesezten gehaßt wurde.

2.

Claude Gueux war ein starker Esser. Es war dieß eine Eigenthümlichkeit seiner Organisation. Sein Magen und seine Verdauungswerkzeuge waren in der Weise construirt, daß die vollständig ausreichende Nahrung zweier Menschen kaum einigermaßen zu seiner Befriedigung hinreichte.

Wenn M. de Cotadille, der einen ähnlichen Appetit hatte, darüber lachte und sich dessen freute, so finden wir dieß ganz in der Ordnung; denn M. de Cotadille war Herzog und Grand von Spanien und hatte jährlich fünfmalhunderttausend Hammel zu scheeren. Was aber für einen Herzog eine Veranlassung zum Vergnügen ist, kann leicht für einen armen Arbeiter eine Veranlassung zum Mißvergnügen, für einen armen Gefangenen aber eine Veranlassung zum Unglück werden.

Der freie Claude Gueux, in seiner elenden Dachkammer, arbeitete den ganzen Tag und erwarb sich wenigstens vier Pfund Brod. War es gleich trocken, so stillte es doch den Hunger. Der gefangene Claude arbeitet auch den ganzen Tag und erhält für seine Mühe anderthalb Pfund Brod und vier Unzen Fleisch. Diese Ration ist unveränderlich. Claude hatte demnach fortwährend Hunger im Gefängniß.

Er hatte Hunger; was weiter? — Er sprach nicht darüber; das lag so in seiner Art.

Eines Mittags hatte Claude seine magere Portion, wie gewöhnlich, schnell hinabgewürgt, und sezte sich wieder an sein Geschäft, um den Hunger durch Arbeit zu betäuben. Die andern Gefangenen aßen langsam weiter und waren lustig und guter Dinge. Sie wurden satt. Da näherte sich plözlich ein junger, schmächtiger und blaß aussehender Mann Claude's Size. Er hielt, ohne zu sprechen, seine noch unberührte Ration in der einen und sein Messer in der andern Hand. — Die Nähe dieses Menschen, sein Brod und sein Fleisch, schienen Claude zu belästigen. Was willst Du? fragte er ihn endlich barsch. Daß Du mir einen Dienst erweisest, sagte Jener schüchtern. Welchen? erwiederte Claude. Daß Du mir dieß essen helfest, ich habe zu viel.

Eine Thräne stahl sich aus Claude's dunklem Auge. Er nahm das Messer, theilte die Ration in zwei gleiche Hälften, nahm eine davon und schickte sich an, sie zu essen.

Ich danke, sagte der junge Mann, wenn Du willst, so theilen wir alle Tage, wie heute. — Wie heißt Du? fragte Claude. — Albin. — Weßhalb bist Du hier? — Ich habe gestohlen. — Ich auch, entgegnete Claude.

Und sie theilten in der That alle Tage.

Claude Gueux, obgleich erst sechsunddreißig Jahre alt, konnte seiner ernsten und melancholischen Miene wegen für einen Fünfziger gelten. Albin, obgleich schon zwanzig Jahre, hatte das Ansehen eines siebenzehnjährigen Jünglings. Ein enges Freundschaftsbündniß, das von nun an Beide umschloß, hatte eher den Anschein eines Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, als zwischen Bruder und Bruder. Albin war fast noch ein Kind, Claude Gueux beinahe schon ein Greis. Dennoch waren sie glücklich.

Wir haben schon gesagt, daß Claude von den Mitgefangenen geliebt, von seinen Vorgesezten gehaßt wurde. Dieß war namentlich der Fall bei dem Director. Dieser Mensch, von den Sträflingen verabscheut, war öfters genöthigt, um sich Gehorsam zu verschaffen, seine Zuflucht zu Claude Gueux zu nehmen. Bei mehr als einer Gelegenheit, wenn es galt, einen Aufstand zu dämpfen oder einen Tumult zu beschwichtigen, hatte die natürliche Autorität Claude's der gesezlichen des Directors kräftigen Beistand geleistet, und oft hatten zehn Worte Claude's mehr vermocht, was zwanzig Bajonnetten unmöglich gewesen. Deßhalb haßte ihn der Director aus Herzensgrunde. Er war eifersüchtig auf diesen Sträfling. Es war die Eifersucht der moralischen Schwäche auf die moralische Kraft.

Dieser Haß ist der schlimmste.

Claude that jedoch nach wie vor seine Schuldigkeit und kümmerte sich nicht um den Director.

Eines Morgens, gerade in dem Augenblicke, wo die Gefangenen Paar an Paar aus dem Schlafsaal in die Werkstatt transportirt wurden, rief ein Schließer den an Claude's Seite befindlichen Albin zu sich und theilte ihm mit, daß der Director nach ihm verlange. — Was will man von Dir? fragte Claude. — Ich weiß es nicht, erwiederte Albin, indem er dem Schließer folgte.

Der Morgen verging, ohne daß Albin in die Werkstatt zurückkehrte. Als die Mittagsglocke geschlagen hatte, hoffte ihn Claude in dem Speisesaale zu finden. Albin war nicht im Speisesaale. Man kehrte in die Werkstatt zurück, Albin erschien nicht in der Werkstatt. So verstrich der Tag. Als man am Abend die Gefangenen in den Schlafsaal zurückführte, suchten Claude's Augen vergebens nach Albin. Er war nicht da. Es schien, daß Claude in diesem Augenblicke viel leiden mußte, denn zum ersten Male seit seiner Gefangenschaft richtete er das Wort an einen Schließer. Ist Albin krank? fragte er. — Nein, antwortete kurz der Angeredete. — Wie kommt es, erwiederte Claude, daß er heute nicht in der Werkstatt war? — Ach, sagte leichthin der Schließer, das macht, weil man ihn umquartirt hat. —

Zeugen dieser Scene, welche später ihre Aussagen vor Gericht deponiren mußten, wollen bei dieser Antwort des Schließers ein leises Zittern der Hand, mit welcher Claude die Kerze hielt, wahrgenommen haben. Doch erwiederte er scheinbar ruhig: Wer hat den Befehl gegeben? Der Schließer antwortete: Herr D. — Der Director des Ateliers hieß Herr D.

Der Morgen des folgenden Tages verging, wie der vorhergehende, ohne Albin. Ebenso der Nachmittag. Am Abend, nach dem Arbeitsschlusse, erschien wie gewöhnlich Herr D., um die Runde in den Ateliers zu machen und die Arbeit zu besichtigen. Sobald ihn Claude Gueux ansichtig wurde, nahm er sofort seine Müze von grober Wolle höflich ab, knöpfte, was als ein Zeichen des Respektes gilt, seine Weste von grauer Leinewand bis oben zu und erwartete stehend an seiner Bank das Vorübergehen des Directors.

Der Director schritt vorüber.

Herr Director! sagte Claude. — Der Director blieb stehen und machte eine Achtelswendung gegen ihn. — Herr Director, fuhr Claude fort, ist es wahr, daß man Albin umquartirt hat? Ja, erwiederte der Director. — Herr Director, sprach Claude weiter, ich bedarf Albin's, um zu leben. Sie wissen, daß meine Ration mich nicht hinreichend sättigt, und Albin theilte die Seinige stets mit mir. — Das ist seine Sache, sagte der Director. — Herr Director wäre es nicht möglich, Albin wieder hieher zurück zu versezen? — Unmöglich; der Beschluß ist gefaßt. — Von wem? — Von mir. — Herr Director, bat Claude weiter, es handelt sich für mich um Leben und Tod, und es hängt nur von Ihnen ab. — Ich ändere in meinen Bestimmungen nichts. — Herr Director, habe ich Ihnen jemals etwas zu Leide gethan? — Das ich nicht wüßte. — Nun denn, warum trennen Sie mich von Albin? — Warum? darum. —

Und nach dieser Explication ging der Director weiter.

Claude senkte das Haupt und erwiederte nichts. Armer Löwe im Käfig, dem man sein Hündchen geraubt.

Wir müssen hier bemerken, daß der Kummer über den Verlust Albin's den krankhaften Appetit Claude's in nichts verringerte; doch schien auch in seinem übrigen Wesen nichts verändert. Er sprach gegen Niemand von Albin, ging stets während der Erholungszeit allein im Hofe umher und — hatte Hunger — Nichts weiter. —

Mehrere seiner Leidensgefährten wollten ihre Rationen mit ihm theilen; er dankte ihnen lächelnd und wies Alles zurück.

Alle Abende indeß, so oft der Director seine gewöhnliche Runde machte und an der Bank Claude Gueux's vorüberkam, stand er auf, blickte den Director ernst und fest an und sagte mit einem Tone, in dem sich Todesangst und innere Wuth um den Preis zu streiten schienen und der deßhalb wie Bitte und Drohung zugleich klang: Und Albin? Der Director that, als höre er's nicht, oder zuckte mitleidig die Achseln.

Er that sehr unrecht daran! Es war für jeden Augenzeugen dieser Scene unverkennbar, daß Claude in seiner Seele zu irgend etwas Entsezlichem entschlossen war; und der ganze Saal erwartete mit Bangigkeit das Resultat dieses seltsamen Kampfes. Es war ein Kampf zwischen Starrsinn und Entschluß.

(Fortsezung folgt.)

Das einzig unumstößliche Gesez.

Seit Jahren tagen nun im Lande
Gelehrte jeder Fakultät;
Doch brachten sie noch nicht zu Stande,
Was unumstößlich fortbesteht.
Noch kein Gesez hat festgestanden,
Ob man's für trefflich erst auch hält.
Nur ein vollkommnes ist vorhanden:
Das ewige Gesez der Welt.

Das hat noch Niemand angetastet,
An diesem meistert kein Verstand;
Es ist vollkommen, und belastet
Mit schwerem Druck kein Vaterland.
Wie es im Anfang ward geschrieben,
Wie es der Geber aufgestellt,
So ist's Jahrtausende geblieben,
Das ewige Gesez der Welt.

Nach diesem ewigen Geseze
Geht still die Welt im gleichen Schritt;
Sie wirkt und schafft und theilt die Schäze
Mit reicher Hand dem Menschen mit.
Ein jedes Glied im Weltsysteme
Ist wohl durch dieß Gesez bestellt;
's gibt keine schwankenden Probleme
Im ewigen Gesez der Welt.

Nicht Egoismus hat's gegeben;
Der es geschrieben, wollte nur
Ein ew'ges Wohl den Welten geben,
Durch die Geseze der Natur.
Und so, aus solch' erhabnem Willen
Hervorgegangen, sah die Welt
Man immer gern und treu erfüllen
Dies ewige Gesez der Welt.

Solch' ein Gesez nur kann bestehen,
Das der Gesammtheit Wohl bedacht;
Solch' ein Gesez kann nie vergehen,
Das Lieb' und Weisheit vorgebracht.
Drum, die Ihr vom Geschick beschieden,
Zu sorgen für das Heil der Welt,
Wählt Euch zum Vorbild auch hienieden
Das ewige Gesez der Welt.

Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen. (Fortsezung.)

47. Eine Taube ohne Gehirn.

Wir haben bereits mitgetheilt, daß die Vögel am geeignetsten sind, um Versuche über die Thätigkeit des Gehirns mit ihnen anzustellen; denn sie können nach den Operationen noch jahrelang am Leben erhalten werden.

Um die Erfahrungen, die man hierdurch über die Thätigkeit des großen Gehirns gemacht hat, näher kennen zu lernen, wollen wir den Bericht des berühmten Naturforschers Rudolph Wagner hier vorführen, der an einer Taube mehrere Monate Beobachtungen dieser Art angestellt hat.

Diesem Thiere, das man gemeinhin für äusserst empfindsam und zartgebaut hält, wurde sorgfältig der Schädel geöffnet und sodann beide Halbkugeln des großen Gehirns ausgeschnitten. Diese Operation ging so weit, daß die Riechnerven mit zerstört wurden; auch ein Theil des Querbalkens, worauf die Halbkugeln liegen, wurde mit fortgeschnitten, wobei jedoch einzelne Partien der hintern Seite erhalten wurden, woselbst die Höhlen sich befinden.

Die Taube schien bei dieser Operation des Gehirns durchaus nicht leidend; in der ersten Zeit sank sie zusammen, vermochte sich aber nach einiger Zeit wieder zu bewegen.

Allein diese Bewegungen hörten auf, Bewegungen des freien Willens zu seyn. Die Taube war, was man stumpfsinnig nennt, geworden. Sie saß Tage, Wochen, Monate lang auf einer Stelle. Nur zuweilen machte sie einen Gang durch das Zimmer, wobei sie jedoch oft an Gegenstände, die ihr im Wege lagen, anstieß. Sie konnte weder essen noch trinken, sondern mußte künstlich gefüttert werden, das heißt, man mußte ihr Speise und Trank tief in den Mund einbringen, dort, wo man unwillkürlich alles hinunterschluckt, was man vor dem Schlund hat. Sie pickte zuweilen mit dem Schnabel auf die Erde; aber nur mechanisch auf's Gerathewohl, nie fand sie das hingestreute Futter. Die Taube sah nichts, obgleich die Pupille sich stark zusammenzog, sobald man derselben helles Licht vorhielt. Das Auge war demnach für das Licht empfindlich; aber es fehlte das Begreifen des Gesehenen, was man eigentlich das wirkliche Sehen nennt. Da die Geruchsnerven zerstört waren, so reichten die heftigsten Gerüche nicht hin, einen Eindruck auf das Thier zu machen. Ohr und Ohrnerven waren unverlezt; aber doch war das Thier taub, das heißt: es verstand nichts von dem Gehörten, schreckte nicht zusammen beim plözlichen Schall. Die Taube saß die meiste Zeit mit geschlossenen Augen und öffnete sie nur zuweilen, wenn man sie anstieß. Das Gehen verstand sie; aber sie bewegte sich nur, wenn sie hierzu von aussen her gereizt wurde. Wenn man sie in die Luft warf, so fiel sie unter Flugbewegungen nieder, vermochte aber nicht Zäune, Mauern oder was ihr sonst im Wege war, zu meiden. Wo sie hinfiel, blieb sie sizen, und war nur zu einem Geschäfte aufgelegt, nämlich sich zuweilen zu krazen und ihre Federn zu puzen. Hierbei athmete das Thier, wie sich's von selbst versteht, das Herz schlug, der Magen verdauete, der Darm verrichtete seine Dienste; es war mit einem Worte ein Wesen, das nur ein Leben im fortwährenden Schlafe führte, ein Leben ohne Bewußtseyn, ohne Schmerz, ohne Lust, ohne Hunger, ohne Durst, ohne Bewegung, ohne Empfindung, eine Art Pflanzenleben, das man das vegetative Leben nennt.

Hieraus geht hervor, daß die beiden Halbkugeln des großen Gehirns so eigentlich nichts mit der Bewegung des Thieres und mit der Empfindung desselben zu thun haben; es ist vielmehr das große Gehirn der Siz des Bewußtseyns, ein Büreau für das, was man Geist nennt, für das, mit welchem Alles, was die Sinne dahin rapportiren, verstanden wird. — Wenn die Taube ohne großes Gehirn doch noch Bewegungen machte, so sind sie den Bewegungen, die auch Schlafende ausführen, gleichzuachten, Bewegungen, die nicht aus dem Willen entspringen, sondern hervorgehen aus einem Reiz, der von innen oder aussen auf den Körper wirkt und ihn veranlaßt, seine Lage zu ändern.

Zu welchem Zwecke nun sind zwei solche Halbkugeln des großen Gehirns nöthig? Diese Frage läßt sich aus der bloßen Bestimmung des großen Gehirns nicht beantworten. Es läßt sich vielmehr leicht einsehen, daß zwei besondere Büreaus für den Verstand zuweilen sogar störend seyn könnten. Wenn in dem einen Büreau, in der rechten Hirnhälfte z. B., der Verstand ein wenig anders urtheilte, als in der linken, so könnte freilich manche Konfusion daraus entstehen. Indessen zeigen Beispiele, daß es sich mit den zwei Hälften des großen Gehirns ungefähr so verhält, wie mit den zwei Augen. Man sieht mit zwei Augen nicht mehr als mit Einem, und Schielende sehen sogar mit einem Auge schärfer als mit Beiden; aber dennoch unterstüzen die Augen sich insofern, als sie sich ablösen können, und wenn eins beschädigt ist, freut man sich gewiß sehr, noch ein zweites als vortreffliche Reserve zu besizen. — Es scheint mit den beiden Halbkugeln des großen Gehirns auch so zu seyn. In ihnen wohnt das Bewußtseyn und zwar in beiden zugleich und wie es scheint, übereinstimmend. Möglicherweise kann in der That Geistesverwirrung entstehen aus einer Ungleichheit in der Thätigkeit beider Hälften, eine Art geistigen Schielens, in welchem der Verstand die Sachen schief sieht. Das aber steht fest, daß, wenn eine Halbkugel verloren geht, doch die andere statt ihrer die ganze Arbeit übernimmt und eben für den ganzen Körper denkt, als es früher beide thaten.

Das Beispiel des Bedienten, dessen wir bereits erwähnten, bei welchem der volle Verstand sich wieder einstellte, trozdem er sich eine Halbkugel des großen Gehirns fast ganz zerstört hatte, wird hinreichen, zu zeigen, daß man keineswegs mit einem halben Gehirn nur etwa bei halbem Verstande zu seyn braucht; ebensowenig wie man mit nur einem Ohr, einem Auge etwa nur halb so viel hört und sieht, als mit beiden. (Forts. folgt.)

Harte Bedingungen.

In Glasgow starb vor Kurzem ein sehr reicher Mann, der drei Nichten, Mädchen in jenen Jahren, in welchen sie am liebsten unter die Haube kommen, hinterließ. Bei Eröffnung des Testaments waren die drei Heirathskandidatinnen gegenwärtig, und man kann sich die Neugierde derselben, den Inhalt des Documents zu erfahren, leicht vorstellen, da sie bereits sämmtlich Geliebte hatten. Der erste Punkt des Testaments lautete, daß die drei Nichten das ganze Vermögen zu gleichen Theilen erhalten sollten, wenn sie sich nachfolgenden Bedingungen fügen würden. Jede solle geloben, das ganze Leben hindurch weder Kaffee, noch Thee, noch sonst irgend ein geistiges Getränk zu trinken, nie einen Schmuck zu tragen, unter keinen Umständen ein Kleid anzuziehen, dessen Stoff mehr als zehn Schillinge koste und das nicht eigenhändig angefertigt sei. Ferner darf keine je ein Theater, Konzert oder Gesellschaft besuchen, noch größere Gesellschaften empfangen. In dem Augenblick, wo eine überwiesen wird, einer andern Frau oder sonst Jemand etwas Uebles nachgesagt zu haben, solle sie des Erbantheiles verlustig seyn und das Vermögen den Andern zu gleichen Theilen zufallen. Ferner darf keine falsches Haar oder falsche Zähne tragen, sich nicht schminken und keinen andern Mann heirathen, als einen solchen, der ihr gelobt, alle diese Bedingungen gleichfalls zu erfüllen. Der Mann darf ferner auch nicht rauchen, nicht Tabak schnupfen, nicht spielen; falls er diese Vorschriften überschreitet, so ist er von dem Mitgenusse des Vermögens ausgeschlossen. Der zweite Punkt lautet: die Erbin dürfe sich kein Dienstmädchen halten, ihre Pflicht ist es, selbst die Küche zu besorgen, das Innere aufzuräumen, kurz, alle Hausarbeiten in eigener Person zu besorgen. Wenn sie der Untreue gegen ihren Mann überwiesen wird, ist sie gleichfalls des Erbes verlustig. — Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck die Vorlesung dieses lezten Willens auf die Erbinnen eines unermeßlichen Vermögens machte, da sie selbst

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

kein Vermögen haben. Sie sollen alle in die Erfüllung der Bedingungen eingewilligt haben; ob sie aber Selbstbeherrschung genug besitzen werden, denselben allezeit getreu zu bleiben, ist freilich eine andere Frage.

Wer küßt in der ganzen Welt am besten?

Unstreitig die Britinnen. Horkins bemerkt in seinen Reisen, daß man aus einem Kusse die inneren Gefühle einer englischen Dame auf das Bestimmteste erkennen könne. Er nennt dieses Verfahren die Mimik der Küsse. Hat man es dahin gebracht, von einer schönen Miß einen Kuß zu erhalten, braucht man keine weitere Erklärung ihrer Empfindungen. Horkins erzählt, in England gehöre die Kunst, zu küssen, zu einem Theile der weiblichen Erziehung. Liebt die Miß einen Mann, so küßt sie mit niedergeschlagenen Augen, aber so schnell und feurig, daß man vermeint, von einem Blizstrahl getroffen worden zu seyn; ist ihr der Mann nicht gleichgültig, so küßt sie mit einigem Sträuben, aber innig; ist ihr ein Mann gleichgültig, so küßt sie so kalt, daß er vermeint, Eis an seinen Lippen zu verspüren. Bei ihren Freundinnen äussert sie noch mehr Unterscheidungszeichen, und den Scheidekuß gibt keine Britin theuren Personen, ohne eine beinahe krampfhafte Bewegung. Der Judaskuß ist in England mehr verachtet, als ein Criminalverbrechen.

Amerikanisches.

Ein Yankee brauchte juristischen Rath in einer Prozeßsache. Um nun der desfallsigen theuern Advokatenrechnung zu entgehen, lud er einen Anwalt, mit dem er oberflächlich bekannt war, zum freundschaftlichen Abendessen ein und brachte beim Dessert im Laufe der Unterhaltung seine Fragen vor, die denn auch zu seiner großen Befriedigung beantwortet wurden. Am andern Tage erhielt er aber zu seinem nicht geringen Schrecken eine schwere Rechnung von jenem Rechtsfreunde, in welcher die von ihm gestellten Fragen spezifizirt und die Beantwortung derselben nach den höchsten Sätzen berechnet war. An Zahlungsstatt sandte er darauf eine Gegenrechnung über das von ihm gegebene Abendessen, worin er nicht vergaß, den Wein, der dem Juristen sehr gut geschmeckt hatte, gehörig anzukreiden. Acht Tage lang hatte er darauf Nichts mehr über diese Sache gehört, als eines schönen Morgens ein Gerichtsbote bei ihm erschien und ihn wegen unbefugten Verkaufs geistiger Getränke vor die Schranken citirte.

Lückenbüßer.

Reines Herzens, das seyn! es ist die lezte,
Steilste Höhe von dem, was Weis' ersannen,
Weis're thaten. Klopstock.

Miscellen.

× In Bonn hat ein Restaurateur von einem einzigen Baum 4000 Stücke Aprikosen eingeerntet.

× Der Hutmacher Flebus in Wien ließ den Kaiser von Oestreich um die Gnade ersuchen, ihm einen Hut aus Raupen allerunterthänigst überreichen zu dürfen. Der Kaiser gestattete es, fand den neuen Jagdhut ausserordentlich schön und leicht und ertheilte dem Hutmacher ein Privilegium. Das Beste dabei ist, daß der neue Hut auch vielen zu gut kommen wird, die ihn nicht tragen, den armen Leuten im Erzgebirg nämlich. Die betreffende Raupe frißt am liebsten Schlehenblätter, und da im Erzgebirg ganze Waldungen dieses Gesträuches sich finden, so will Herr Flebus die Zucht der Raupe im Erzgebirg einführen.

× In der Nähe von Mainz starb dieser Tage ein Landmann im 94. Lebensjahre. Derselbe diente von 1179 bis 1785 im Militär des Kurfürsten von Mainz. Er hatte eine Nachkommenschaft von 13 Kindern, 97 Enkeln und 42 Urenkeln, wovon noch 10 Kinder, 63 Enkel und 31 Urenkel leben.

× Ein vortreffliches Mittel gegen die Cholera will man in Pilis Maroth bei Gran im Safte der Wachholderbeeren gefunden haben. Von 35 Kranken, welche von der Cholera befallen und mit WachholderbeerenAbguß behandelt wurden, sei kein Einziger gestorben, ja die meisten seien einen Tag nachher bereits so kräftig gewesen, daß sie ihrer Arbeit nachgehen konnten.

× Komet. Im nächsten Jahr wird der Wiederkunft des großen Kometen vom Jahr 1556 entgegengesehen. In Betreff der genauen Erscheinung dieses Kometen haben sich die Astronomen noch nicht vollständig geeinigt; doch ist die Wiederkunft dieses großen Kometen von 300 zu 300 Jahren so ziemlich sicher.

Naritäten Kästlein.

⊙ Pietsch. Weeßte, Lehmann, wat det Merkwürdigste bei die englisch-deutsche Fremdenlegion is? — Lehmann. Det sie existirt. — Pietsch. Ne, det Merkwürdigste is, deß die Anjeworbenen Handjeld kriegen, und deß sie jleich Fersenjeld bezahlen möchten, so wie sie des Handjeld forthaben.

⊙ Lehmann. Det is überflüssig! — Pietsch. Was is überflüssig? — Lehmann. J, ick lese hier eben, deß in Hessen-Kassel die Buße einjeführt wird, un des halte ich vor die Leute, die ohnehin schon in Hessen-Kassel leben, vor überflüssig. — Pietsch. Ja, des is meine Meinung ooch. Des kommt mir jrade so vor, als ob man einen schlafenden Menschen nach eine deutsche Deputirtenkammer bringen wollte.

⊙ Pietsch. Jloobst Du an die Krim Reise, Lehmann? — Lehmann. An die Ente, die in de Seine wieder aufgetaucht? Jo nich! Die is bloß für des französche Volk jemacht. Seh' mal, des is der polit'sche Unterschied zwischen Deutschland un Frankreich: in Deutschland, da denkt man: „Ende jut, Allens jut!" aber in Frankreich: „**Ente** jut, Allens jut."

⊙ Lehmann. Saje mal, Pietsch, wat is det eejentlich vor'n Ding, det: **Europäische Jleichjewicht**? Ick habe noch nicht dahinter kommen können. — Pietsch. Det will ick Dir sagen: des is die Einrichtung, deß Europa nich aus de Schwebe jeräth. Aus diesem Jrunde steht Rußland uf die eene Seite als Jewicht, un uf die andere . . . — Lehmann. Na, uf die andere? — Pietsch. Hat man die Freiheit uffjehängt. Dieses is: Europäisches Jleichjewicht.

⊙ Neun! „Wie viel Todte?" fragte ein Spitalarzt. — „„Neun!"" — „Ich habe doch für zehn Medizin gegeben." — „„Ja, einer hat nicht einnehmen wollen.""

⊙ Ein deutscher Reisender hat in diesen Tagen neue Erfahrungen gemacht, wie die Franzosen in der Geographie beschlagen sind. Er fuhr in einem Eisenbahnwagen mit vielen Legitimisten, also Franzosen der höchsten Stände. Als der Zug über die Elbbrücke in Dresden fährt, macht der Deutsche die Franzosen auf den Fluß aufmerksam. Ah, die Elbe, rief's fast aus einem Munde, aber wo ist die Elbinsel? und zwölf Köpfe streckten sich zum Fenster hinaus, um bei Dresden die Insel Elba zu suchen, auf welche ihr großer Kaiser Napoleon I. einst verwiesen worden war.

Logogryph.

Mit e und i bedeckt es Dich,
Mit e und e erschreckt es Dich,
Mit e und i lauert's auf fliegende Beute,
Mit e und e meidets vernünftige Leute;
Mit e und i wird es von Klugen gemacht,
Mit e und e von Betrügern erdacht;
Mit e und i gibt es Lebenden Brod,
Mit e und e gibt es Leben dem Tod.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.